

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Geschichte der Juden in Berlin und in der Mark Brandenburg

Wolbe, Eugen

Berlin, 1937

Einundzwanzigstes Kapitel. Enttäuscht.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5930

Einundzwanzigstes Kapitel.

Enttäuscht.

Ein Jahr nach der staatsbürgerlichen Gleichstellung konnten die Juden in den preußischen Landen beweisen, daß sie diesen Akt ausgleichender Gerechtigkeit verdienten.

Der deutsch-französische Krieg brach aus. Mit derselben Begeisterung wie 1813 machte sich die Judenheit mit den Waffen im Felde und durch Liebeswerke daheim für ihr Heimatland nützlich. Viele Hunderte starben den Heldentod als echte Makkabäersöhne. Mit ihren deutschen Landsleuten teilten die Gemeinden das Glück, einem Staate anzugehören, der solche Ruhmestaten zeitigte.

Und doch: gegenüber der errungenen äußeren Einheit des neuen Reiches ließ das Zueinanderfinden der Stände, Klassen und Bekenntnisse im Innern sehr zu wünschen übrig.

In Berlin vollzog sich die Wandlung von der militärisch-spartanischen Preußenstadt zur eleganten, aufblühenden Kaiserstadt, leider in einer Krise, welche Berlin einem Fieberschauer gleich durchbebte: die Gründerzeit. Das Unternehmertum erwartete nämlich einen gewaltigen Zustrom gleichgesinnter Glücksritter. Der erwartete Zuzug blieb aus. Die Gründer hatten ihr Geld verpulvert und konnten schließlich die Bauten nicht einmal zu Ende führen. Der „Krach“ war da. Die Verantwortung wurde den Juden zugeschoben.

Nach dem Kriege hielt die Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Berlin mit dem Anwachsen der nichtjüdischen Einwohnerzahl gleichen Schritt. Doch schien ihnen die Spekulationswut der Gründerzeit als zu gewagt, um ihrer Lokung zu erliegen und sauer erworbenes Gut einzubüßen. Demgemäß finden wir den Juden zwar unter der Opfern, d. h. den kleinen Sparern, nicht aber unter den Großkapitalisten. Der Name eines getauften Juden, Dr. Stroussberg (der bei übereilten Eisenbahnbauten im In- und Auslande Unsummen aufs Spiel setzte), genügte der Umwelt, um „die Juden“ für den Spuk der Gründerzeit — die glücklicherweise kaum dreivierteil Jahre währte — verantwortlich zu machen.

Die allgemeine Unzufriedenheit wirkte sich in einer Steigerung der sozialdemokratischen Stimmenzahl für den Reichstag aus. Als nun im Frühjahr 1878 ruchlose Hände dem Kaiser nach dem Leben trachteten, riefen nationale Männer zum Kampf gegen die sozialistische Bewegung auf. In einer der vielen Versammlungen mit dem Hofprediger Stöcker als Redner löste ein Zwischenruf „Die Juden“ einen solchen Beifallssturm aus, daß Stöcker diesen Ruf als zündende Parole für weitere Kämpfe freudestrahlend aufgriff. „Raus mit den Juden!“ scholl es jetzt von Berlin in die Provinzen hinaus. Die judenfeindliche Bewegung feierte ihre ersten Triumphe.

Der Milliardensegnen, den die französische Kriegsschädigung über Deutschland ausschüttete, hatte in vielen Kreisen eine bis dahin nicht gekannte Gier nach Geld hervorgerufen. Jedoch bald grinste statt Reichtums und mühelosen Genußlebens das Gespenst des Hungers aus den fensterlosen Schwindelbauten.

Armut überall. Da war es die Jüdin Lina Morgenstern, die der Not durch Errichtung von Volksküchen in den verschiedensten Stadtteilen zu steuern suchte. Die Kaiserin

A u g u s t a widmete diesem Liebeswerk ihre besondere Fürsorge. Unermüdlich waren jüdische Damen bei der Herrichtung und Verteilung der Speisen tätig. Auch als Ende der siebziger Jahre Oberschlesien von einer Hungersnot heimgesucht wurde, zu der sich eine Typhusepidemie gesellte, stellten die Berliner Juden ihre Kräfte in den Dienst großzügiger sozialer Arbeit.

Inzwischen begann Berlin sich zum Handelszentrum des neuen Deutschen Reiches zu entwickeln. Auf mancherlei Gebieten, z. B. im Metall- und Getreidewesen, übernahmen Juden vielfach die Führung. Auch Tausende von Nichtjuden erwarben in diesen Betrieben ihr Brot. Da das Krankenkassen- und Altersversorgungswesen noch nicht angebaut war, fanden die Angestellten in Fällen der Not bei ihrem Chef immer Verständnis und Hilfe. Unter dem Wahlspruch „leben und leben lassen“ waren alle Beteiligten zufrieden. Über „Ausbeutung“ wurden nur in seltenen Fällen Klagen laut. Fälle von starker Inanspruchnahme der angestellten Kräfte wurden nicht der einzelnen christlichen oder jüdischen Firma, sondern „den Juden“ zur Last gelegt — ein Grund mehr, die Aufhebung der Gleichberechtigung zu verlangen.

Ebenso stand es mit den Klagen über den — keineswegs vorhandenen — jüdischen Einfluß auf literarischem Gebiete. Scheffel, Dahn, Gutzkow, Freytag, C. F. Meyer, Gottfried Keller, Geibel, Freiligrath waren Nichtjuden; P a u l H e y s e war Sohn einer jüdischen Mutter; G e o r g E b e r s stammte vom Münzmeister Veitel Ephraim ab; B e r t h o l d A u e r b a c h und J u l i u s R o d e n b e r g (dessen „Deutsche Rundschau“ im In- und Auslande Verständnis für deutsche Kunst und Dichtung weckte), waren Juden. Jawohl, es erschienen „Judenblätter“, d. h. reinjüdische Wochenschriften, die „Allgemeine Zeitung des Judentums“, anfangs von einem Leipziger Buchhändler unter Kreuzband versandt (1837 bis

1922), die „Jüdische Presse“ (1869—1923), das „Magazin für Geschichte, Literatur und Wissenschaft des Judentums“ (1874—1893), alle drei mit geringer Auflagenzahl. Daß aber 1872 ein Jude, Rudolf Mosse aus Grätz, das „Berliner Tageblatt“ ins Leben rief, für welches der jüdisch aussehende Pastorsohn Paul Lindau Romane, der Lustspieldichter Oskar Blumenthal Besprechungen der Literaturerzeugnisse, und der geistvolle Fritz Mauthner Theaterberichte schrieb, diese Tatsache genügte, um die gesamte Literatur als verjudet zu brandmarken. Wie mußte diese Kränkung die Männer der Feder verletzen! Auerbach klagt der Kaiserin Augusta sein Leid: „Es ist kein Geringes, daß man sich sagen lassen muß, man gehöre nicht zu den Deutschen und sei ohne Vaterland. Das muß ich noch erleben, der ich nach bester Kraft für das deutsche Volk arbeite und in Patriotismus niemandem nachstehe!“ Zu Rodenberg: „Mein ganzes Leben ist mir zerstört.“

Die Kaiserin kannte die Berliner Juden. Bei ihnen hatte sie jederzeit Opferwilligkeit gefunden. Kein Aufruf erging, ohne daß sie bereitwillig ihre Spenden darbrachten. Daher reichte ihnen die Kaiserin die Hand, um in ihrem Herzen keine Verbitterung, keine Mißstimmung aufkommen zu lassen. Sie erfreute die Altersversorgungsanstalt (damals die einzige) sowie das Krankenhaus der Jüdischen Gemeinde mit Besuchen und freundlichen Zuschriften und zeichnete jüdische Männer und Frauen aus, die dem Wohle der Gesamtheit ihre Kräfte widmeten.

Die Berliner Judenheit aber war innerlich zerrissen. Kurz nach dem Kriege hatte die damals über eine große Anhängerschaft verfügende Orthodoxie sich von der Hauptgemeinde losgelöst und zur „Adass Jisroël“ zusammengeschlossen (vgl. S. 282), gleichzeitig aber ein Seminar zur Ausbildung streng thoratreuer Rabbiner errichtet (1873). Im Jahre zuvor hatte nämlich der religiöse Liberalismus durch Gründung einer

„Hochschule (später Lehranstalt genannt) für die Wissenschaft des Judentums“ sich einen Brennpunkt seines religiösen Lebens geschaffen. Auf Seiten der Orthodoxie erklärten dreihundert Rabbiner, man dürfe keiner Gemeinde angehören, die sich nicht zum Religionsgesetz bekenne, den Ritualkodex vielmehr bekämpfe. In Frankfurt a. M. traten Hunderte aus der reformerisch eingestellten Gemeinde aus, um sich in einer neuen „Religionsgesellschaft“ die nötigen rituellen Einrichtungen zu schaffen, die in der Hauptgemeinde fehlten. Ihr Anhang setzte im Reichstag das sog. Austrittsgesetz durch. Danach konnte ein Jude wegen religiöser Bedenken aus der Gemeinde austreten, ohne zugleich sein Judentum aufzugeben. Zum Schutz der Gewissensfreiheit machte sich der (jüdische) Abgeordnete L a s k e r zum Dolmetsch dieser von dem Frankfurter Rabbiner S a m s o n R a p h a e l H i r s c h geführten jüdischen Glaubensbewegung und warf dadurch einen Zankapfel in das Gemeindeleben. Glücklicherweise schufen die im Schoße der Berliner Judenschaft erblühenden Wohltätigkeits- und Geselligkeitsvereine eine Plattform gemeinsamen Wirkens für beide religiöse Richtungen.

Abgesehen von der nur den Zwecken der Wohltätigkeit dienenden „Alliance Israélite Universelle“ (Sitz in Paris) und dem „Deutsch-Israelitischen Gemeindebund“ verfügte die deutsche Judenheit als Gesamtheit über keinerlei Organisationen. In Berlin vereinigte die bereits 1792 gegründete „Gesellschaft der Freunde“ die wohlhabenden Kreise zwecks Geselligkeit, der Verein „Magine Reim“ sowie der „Brüderverein“ zu gegenseitiger Hilfe im Falle eintretender wirtschaftlicher Bedrängnis. Die religiös eingestellten einfacheren Schichten der jüdischen Bevölkerung schlossen sich in den zahlreichen privaten, vielfach landsmannschaftlichen Synagogenvereinen zur Pflege der religiösen Tradition und jüdischer Nächstenliebe zusammen.

„Offiziell“ blieb die Pflege der jüdisch-kulturellen Güter den drei Gemeindesynagogen, dem Tempel der Reformgemeinde, der Lehrerbildungsanstalt, den beiden Mittelschulen, und der (damals einzigen) Religionsschule überlassen. Zur Alten und Neuen Synagoge war 1869 der Tempel Kaiserstraße — eine Stiftung des Kommissionsrats Josef Lehmann — hinzugekommen (am 29. November 1881 übernahm ihn die Gemeinde).

Das religiöse Interesse, welches Geigers Wirksamkeit im Schoße der Berliner Judenheit geweckt hatte, flaute nach seinem Tode (1874) ab. Dazu kam, daß sie sich über ihre Zukunft in Sicherheit wiegte. Sie erfreute sich völliger Gleichberechtigung — wozu brauchte sie da noch Religion?

Weder an den städtischen noch an den staatlichen Schulen wurde jüdischer Religionsunterricht erteilt. Große Teile der Elternschaft legten keinen Wert mehr darauf, daß die Kinder die Kette der jüdischen Überlieferung weiter-spinnen: mochten sie doch, herangewachsen, eine ihnen zusagende Religion selber wählen! Alle Menschen sind Brüder — oder werden es — was bedarf es da noch der Enge eines Bekenntnisses, noch dazu eines so „unmodernen“, wie des jüdischen?

Infolge solcher Selbsttäuschung ging ein großer Teil der damals heranwachsenden Generation dem Judentum verloren. Nicht immer durch Übertritt zur Landeskirche, sondern durch Teilnahmslosigkeit gegenüber jüdischen Belangen. Unauflöslich fühlte man sich der Umwelt verbunden! Aus Sentimentalität, aus Pietät gegenüber den Traditionen des frommen Elternhauses, vor allem aus lieber Gewohnheit — denn die vertraut gebliebenen Melodien wollte man nicht missen — besuchten die Berliner Juden an den hohen Feiertagen die Synagogen und die vielen Betsäle.

Immer schon war das Kunstinteresse der Berliner Juden groß. Zumal für Musik. Der Stern „Richard Wagner“ ging

auf. Da aber die Berliner Juden dem Meister seine Schrift „Das Judentum in der Musik“ übelnahmen, herrschte unter ihnen eine gewisse Voreingenommenheit. Dagegen löste Max Liebermanns erster großer Treffer „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“ — der typische Judenknabe im Tallith von den Nichtjuden vielfach als Blasphemie empfunden — ungeteilte Anerkennung aus. Als Sohn einer altingesessenen Berliner Familie verknüpften den jungen Maler freundschaftliche und gesellschaftliche Bande mit den angesehensten Mitgliedern der Gemeinde, mit den Bleichröders, Magnus, Reichenheims, Manheimers, Straßmanns, die auch in der öffentlichen Wohlfahrtspflege eine Rolle spielten. In ihren Salons gab sich die vornehme Welt der Hauptstadt ein Stelldichein.

Die Judengegner entfalteten (1878) einen erfolgreichen Werbefeldzug. Ratlos stand ihm der in Berlin wohnhafte, repräsentative Teil der deutschen Judenheit gegenüber. Männer wie Berthold Auerbach, der ein Jahrzehnt vor dem Kriege nach Berlin übergesiedelt war, Steintal und Lazarus, der große Kliniker Traube, der Jurist Levin Goldschmidt (der erste jüdische Ordinarius an der Berliner Universität), der Volkswirtschaftler Max Hirsch, die Parlamentarier Ludwig Bamberg und Eduard Lasker u. a. erließen wohl Aufrufe; den Kampf für ihr Recht führten jedoch nichtjüdische Gelehrte, z. B. Gneist, Virchow und Mommsen. Der Jenenser Biologe M. J. Schleiden schrieb seine beiden Werke „Die Romantik des Martyriums der Juden des Mittelalters“ und „Die Bedeutung der Juden für die Kultur“. Demgegenüber schleuderte Treitschke sein Bekenntnis: „Die Juden sind unser Unglück!“ in die Welt hinaus.

Wie verhielt sich die Regierung? Wohlwollend stellte sich Bismarck vor die deutschen Juden; hatte er doch auf dem Berliner Kongreß zur Regelung der orientalischen Frage

(1878) die bürgerliche Gleichstellung der rumänischen Juden durchgesetzt. Einen Prüfstein für Bismarcks Gesinnung bildete die Petition, die der Abgeordnete Förster, der Schwager von Friedrich Nietzsche, in Umlauf setzte, gipfelnd in der Forderung: der Reichstag wolle die Aufhebung der den Juden gewährleisteten bürgerlichen Gleichberechtigung beschließen. Hunderttausende setzten ihre Unterschrift unter das Schreiben. Bismarck wies es zurück. Später freilich erschien ihm die Aufrollung des Judenproblems als ein willkommenes Mittel, die ihm verhaßte liberale Partei zu spalten.

Währenddessen war der Funke des politischen Antisemitismus auf Rußland übergesprungen. Hier hatten Staatsfeinde den volksfreundlichen Kaiser Alexander II. grade zu einem Zeitpunkte ermordet, als eine Verfassungsurkunde zur Unterzeichnung auf seinem Schreibtisch lag (13. März 1881). Zu den in Rußland bereits vorhandenen religiösen und wirtschaftlichen Motiven kamen nun auch politische. Auf diese gestützt, duldet die Regierung gleich nach Regierungsantritt des neuen Kaisers Alexander III. ein Blutbad unter den Juden und verfügte in den sog. „Maigesetzen“ (1882) die Ausweisung von Tausenden.

Im folgenden Jahre hielt der Ritualmordprozeß in Tisza-Eszlar die Welt in Atem. Die judenfeindliche Bewegung flammte in ganz Ungarn auf und führte in Preßburg und anderen Orten zu Ausschreitungen.

Antisemitenpetition, Rußland, Ungarn — Gewitterwolken am Himmel der jüdischen Gesamtheit.

Die Berliner Juden aber sahen nichts, wollten nichts sehen. Es wurden Protestversammlungen veranstaltet. Es wurde Geld gesammelt für die Opfer der Pogrome, um den Überlebenden den Wiederaufbau ihrer Existenz oder die Auswanderung nach Amerika zu ermöglichen. Aber von Zusammenschluß, innerer Einkehr, religiöser Erneuerung —

keine Spur. Eingebettet in seine — trotz gegnerischer Versammlungen und Flugblätter — gesicherte wirtschaftliche Existenz, verharrte der Einzelne bei seiner Blindheit den Zeitströmungen gegenüber.

Nirgends erwachte das Bewußtsein: „Tua res agitur!“
„Es geht um dich!“